

Minna-Kristiina Ruokonen-Engler / Lucas Pohl /
Anna Dichtl / Jessica Lütgens / David Schommer (Hrsg.)

**Turmgeschichten: Raumerfahrung
und -aneignung im AfE-Turm**

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Christiane Bender

Wenn der Aufzug nach oben schon voll ist, ist aller Anfang schwer – Hommage an einen Ort der Bildung, der weggesprengt wurde

Es war der Herbst 1974, als ich mit dem Studium der Soziologie in Frankfurt begann. Lange schon hatte ich mich darauf gefreut, ja danach gesehnt. Aber die wichtigsten Ziele meines Lebens erreichte ich sowieso nie auf direktem Weg, sondern über zwei oder drei Umwege und so musste ich etwas warten, bis dieser große Traum in Erfüllung ging und ich so richtig im Studium ankam. Am Ende des nächsten Jahres, zu Silvester, bezog ich allein eine kleine Dachwohnung in der Hamburger Allee, drei Minuten vom Uni-Turm entfernt. Um Mitternacht lief Daniel Cohn-Bendit unten auf der Straße, eine Flasche Champagner in der Hand und sang laut die Marseillaise. Die nächsten Jahre, die ich vor allem im Turm, im Institut für Sozialforschung, im philosophischen Seminar, in den vielen umliegenden Bibliotheken und Buchhandlungen, im Café Bauer und in ein paar Kneipen zu verbringen gedachte, würden großartig werden. Und das wurden sie!

Mein erstes Semester, der Einstieg ins Studium der Soziologie, fiel mir nicht leicht. Das hatte überhaupt nichts mit den Anfangsschwierigkeiten zu tun, einen Studienplan festzulegen oder sich zu orientieren. Die Angebote im Vorlesungsverzeichnis klangen faszinierend, selten wurden Beschränkungen erwähnt, die wenigen Pflichtveranstaltungen waren klar zu erkennen. Ich wählte Vorlesungen und Seminare vor allem nach meinem ziemlich weitgespannten Interesse, mit der Hoffnung, alles Weitere würde sich im Gespräch mit dem Dozenten ergeben. So kam es. Fragen nach Scheinen, Testate für Anwesenheit und Leistung waren damals eben für viele Lehrende und Lernende nur Scheinfragen, sie betrafen nicht das Wesentliche, nämlich unser gemeinsames Streben nach Erkenntnis im Austausch von Wissen und Erfahrungen. Merkwürdigerweise spielten Fächer-
grenzen für uns Studierende keine große Rolle und doch gelang es uns, das Fach Soziologie mit seiner imposanten theoriegeschichtlichen Tradition und seinen berühmten empirischen Studien ausgiebig zu studieren!

Was mir jedoch im ersten Semester die größten Schwierigkeiten machte, war ein starker psychischer Druck, der auf mir lastete. Äußerlich betrachtet hatte das mit den Aufzügen zu tun, die einen in die oberen Stockwerke des Turms brachten. Die Soziologie herrschte damals nach meiner Erinnerung von der 13. an aufwärts bis zur 37. Etage. Oberhalb kam noch die Psychoanalyse. Tatsächlich empfand ich die Fahrt dort hinauf als große Hürde, die meinen Enthusiasmus dämpfte. Stress pur! Kurz vor den üblichen Anfangszeiten der Seminare waren die Aufzüge immer voll. Menschentrauben sammelten sich vor den Türen und wenn sie sich kurz öffneten, musste ich mich rasch hineindrängen. Wieder den Aufzug zu verlassen, weil man zu spät hineingehuscht und der Aufzug schon überfüllt war, oder davorzustehen und zu sehen, wie die Anderen nach oben abfuhren, war zutiefst peinlich. Die Anderen hatten es geschafft, man selbst aber nicht! Im Aufzug stand ich dann, eng eingezwängt, und – innerlich und äußerlich – total verklemmt. In eitler Selbstüberschätzung glaubte ich, dass mich alle mitleidig beäugten und sofort sahen, dass ich ein Greenhorn war, das von nichts einen blassen Schimmer hatte (obwohl das ja meines Erachtens gar nicht stimmte), wahrscheinlich einen ländlich restringierten Code sprach und nicht einmal die anwesende Koryphäe erkannte, auf dessen Fuß es stand. Das Blut schoss mir in den Kopf und pulsierte in den Schläfen, vermutlich laut hörbar: poch, poch, poch. Kannte ich niemanden, fühlte ich mich entsetzlich verloren und erkannte ich beispielsweise einmal Jürgen Habermas, hatte ich das Gefühl, vor Ehrfurcht umzufallen. Aber dazu war es – Gott sei Dank – zu voll. Beschämt blickte ich zu Boden. Bis der Aufzug nach vielen Zwischenstopps endlich in meinem Stockwerk hielt, war ich aus der Fassung gebracht. Zitternd verließ ich den Aufzug. Wie sollte ich in diesem Zustand die klugen Beiträge zum Seminarthema abgeben, die ich von mir erwartete?

Das Gefühl meiner Wertlosigkeit verschwand auch im Seminar nicht. Der Dozent begrüßte die Assistenten und höheren Semester, bevor es losging. Die vorderen Plätze schienen dem engsten Kreis vorbehalten, auf mein Eintreten hatte niemand gewartet. Mehrfach versuchte ich mich an den Professoren für mein Gefühl der Inferiorität zu rächen und holte zu einer aggressiven und pauschalen Kritik der gesamten Veranstaltung als „Herrschaftswissen“, als Ideologie aus. Die Professoren Gerhard Brandt, Iring Fetscher, Karl Otto Hondrich – ich kämpfte mit den Tränen, wenn ich dies schreibe – reagierten auf manche Unverschämtheit meinerseits immer sachlich, ja freundlich und aufmunternd, verübelten mir nichts. Vielmehr forderten sie mich zu einem weiteren, zweiten Gedanken auf, großzügig und bereit zuzuhören. Niemals zahlten sie mir mit gleicher Münze zurück. Schon in meinen ersten Semestern bekam ich von ihnen auf die sanfteste

Weise eine Lehre erteilt, die mir bis heute unvergessen ist. Und bis heute versuche ich, mich auf diese Lehre zu besinnen, wenn mich Studierende einmal bis „aufs Blut reizen“. Sehr gern würde ich diese Generosität und tiefe Menschlichkeit meiner damaligen Professoren weitergeben, die ich schon so früh im Studium erfahren durfte.

Übrigens: Die Floskel vom Herrschaftswissen, die mich in einem mir selbstauferlegten Stadium der Unmündigkeit festhielt und mit der ich mir die intellektuelle Freiheit verwehrte, wegen der ich mein Studium erträumt hatte, diese Floskel gab ich schon bald zugunsten des vorbehaltlosen und leidenschaftlichen Lesens und Diskutierens mit den Professoren, aber auch mit den Kommiliton_innen auf. Minderwertigkeitskomplexe hatten viele Studierende anfangs gegenüber unseren Dozenten und gegenüber fortgeschrittenen und redengewandten „Semestern“. Wir halfen uns, den Wissensvorsprung zu verringern, indem wir zu speziellen Themen Arbeitsgruppen gründeten, gemeinsam Texte lasen und manchmal im Café Bauer solange unsere Vorlesungsmitschriften diskutierten, bis auch dem letzten von uns die höchst nebulösen Äußerungen der Professoren über die „Bedingungen der Möglichkeit von Kritik“ klar wurden. Von heute aus betrachtet würde ich sagen: Gelegentlich durchdrangen wir den Sinn einer Vorlesung besser und tiefer als diejenigen, die sie gehalten hatten. Mein Minderwertigkeitskomplex, der mich im Aufzug immer so panikartig überfiel, verschwand nach einiger Zeit. Übergangsweise hatte ich mir allerdings angewöhnt, auf den Aufzug zu verzichten und die Treppen zu nehmen.

Besonders in den Seminaren von Alfred Lorenzer, Jürgen Ritsert und Ulrich Oevermann meinte ich ein äußerst enges Verhältnis zwischen den Professoren und ihren „Schüler_innen“ zu beobachten, man duzte sich und verwies häufig in der Diskussion auf vorangegangene Debatten, die den Neuzugängen nicht vertraut waren. Zugehörigkeit wurde sichtlich demonstriert. Aber im Laufe einiger Semester konnte ich überall an vorhandenem Wissen, an Aufmerksamkeit und Interesse partizipieren. Das reichte mir völlig, mehr wollte ich gar nicht. Ich hatte die linke Dogmatik in meinem Kopf durch wenige Semester intensiven Studierens über Bord geworfen und danach nie mehr das Bedürfnis verspürt, irgendwo zum engsten Kreis und zum entsprechenden Paradigma dazugehören zu müssen. Im Gegenteil. Trotzdem oder gerade deshalb genoss ich die Oberseminare, in denen auf hohem Niveau leidenschaftlich diskutiert wurde. Bei Ulrich Oevermann beispielsweise reichte die reguläre Seminarzeit spätabends selten aus, um alle Lesarten einer Textpassage tiefenhermeneutisch zu reflektieren. Niemand aus der Runde reagierte auf den „banalen“ Aufruf des Hausmeisters, den Turm zu verlassen. Hochkonzentriert folgten wir den immer neuen Kaskaden der Argumente

des Tiefenhermeneutikers. Ein tumber Tor, wer nicht gebannt sitzen blieb! Die Lichter im Turm gingen aus, die Aufzüge fuhren nicht mehr. Es wurde Nacht. Sinnsuchende Stimmen, gesprochen von dunklen Gestalten mit undeutbaren Gesichtszügen, füllten den Raum. Ein kritischer Einwurf erforderte Replik, musste noch auf seine immanente Stimmigkeit geprüft werden. Kein Ende war absehbar. Knapp vor Mitternacht vertagte man sich dann doch. Glückliche und erschöpft trat das Seminar den langen, dunklen Abstieg vom 25. Stockwerk aus nach unten über die Treppe an. Für mich ein seit meinem ersten Semester bestens vertrauter Weg!